



Es darf angenommen werden, daß die Leser sich in Kenntniß der Lebensverhältnisse des den Gegenstand dieser Besprechung bildenden Meisters befinden. Haben doch nicht bloß die der Kunst dienenden Organe, sondern die Tagesblätter, fast ohne Unterschied, dem Hingeschiedenen Nachrufe gewidmet, seiner Persönlichkeit, seinem Wirken und Schaffen die ehrendste Anerkennung, wie sich's gebührte, zu Theil werden lassen. Solchergestalt Veröffentlichtes soll hier nicht wiederholt werden; das Nachfolgende bezweckt vielmehr im Wesentlichen nur die Klarstellung des stilistischen Glaubensbekenntnisses des Meisters, wenn der Ausdruck erlaubt ist.

Allgemein wird Schmidt, wie es in der »Deutschen Bauzeitung« (1891 Nr. 8) heißt, als „das anerkannte Haupt und nicht zum geringsten Theil als der Schöpfer der deutschen neugothischen Schule bezeichnet“; darüber aber, wie sich seine „Neugothik“, überhaupt seine Richtung, zur Gothik der mittelalterlichen Meister verhält, gehen die Stimmen gar sehr auseinander. Zu den „zünftigen, eingeschworenen Gothikern“ gesellt ihn meines Wissens keine, wenigstens keine der in Fachkreisen laut gewordenen. Italienisch-renaissancistische, ja sicilianische Anklänge gäben, so u. A. lauten jene Stimmen, in diesem oder jenem seiner Werke sich kund; ein anderer Bau kennzeichne sich entschieden als „deutsche Renaissance“, in seinem Rathhausbau erscheine Schmidt als „von der Antike sanft angeschmeichelter gothischer Künstler, im Sühnhaus als antiker Künstler in gothischem Gewande“ und sei dies Bauwerk als „sein künstlerisches Testament zu betrachten (»Centralblatt der Bauverwaltung« 1891 Nr. 5). Hans Griesebach, ein in modernisirtem Wiedergeburtstil praktizirender ehemaliger Schüler Schmidts, sagt betreffs seines Meisters in einem demselben gewidmeten Nachruf, es sei dessen Kunstrichtung „nur eine Etappe in der Fortentwicklung der modernen Architektur“, nichts habe Schmidt „ferner gelegen, als seinen Schülern die Gothik als die alleinseligmachende Kunstrichtung zu predigen“. Nach einer Stimme in der »Kölnischen Zeitung« (1891 Nr. 32) hat er „die Gothik mit der Renaissance vermählt“. Auch eine Hinneigung zum Byzantinischen wird Schmidt noch auf Grund seines

Fünfhausener Kuppelbaues beigemessen. Ein Wiener Professor, Namens Deininger, endlich bekundet von ihm die Aeußerung, „er wünsche noch einmal jung zu sein, um sich dann mit ganzer Kraft dem romanischen Stil widmen zu können (»Deutsche Bauzeitung« Nr. 24 S. 145). Solcher-gestalt schwankt das Bild unseres Meisters, je nach dem Zeichner des-selben, wie in Nebelwolken, hin und her; an dem „anerkannten Haupt der deutschen neugothischen Schule“ macht danach kein entschieden gothischer Zug sich mehr bemerklich. Mit diesem Bild in Ueberein-stimmung ist auch der sogen. neugothischen Bewegung bereits das Horo-skop gestellt. So spricht, um nur einen, aber einen besonders schwer wiegenden Beleg hierfür vorzuführen, der Herausgeber der »Deutschen Bauzeitung«, Herr Fritsch, in der Schrift: »Stil-Betrachtungen« (S. 31)¹⁾ die Ansicht aus, der gothische Stil habe „den Höhepunkt seiner in unserem Zeitalter erlangten neuen Blüthe bereits überschritten und werde immer mehr Boden verlieren“, ein Ausspruch sehr angenehmer, beruhigender Art, für das Heer der grundsatzlosen, der Gothik nicht mächtigen Stilmenger oder Eklektiker, das Gegentheil für alle Die-jenigen, welche, nach wie vor, von der Wiederbelebung der Gothik, ihrem Grundwesen nach, das Heil für die Architektur erblicken und weiter erwarten. Darin werden beide Theile wohl übereinstimmen, daß es sehr wünschenswerth ist, möglichst Gewißheit darüber zu erhalten, ob wirklich der an der neuen Blüthe der mittelalterlichen Bauweise in so großem Maasse theilhaft gewesene Meister mehr oder weniger derselben untreu geworden ist, sich von derselben, auf Grund innerster Ueberzeugung, abgewendet hat. Ein zuverlässigeres Ergebniss in jener Beziehung kann aber selbstverständlich nicht erzielt werden, als mittels eigener, insbesondere schriftlicher Aeußerungen desselben. Vor mir liegen nun von ihm während des Laufes der letzten 25 Jahre (unsere persönliche Bekanntschaft hatte gleich nach seinem Eintritt in die Dom-bauhütte begonnen) an mich gerichtete Briefe. Hoffentlich ist die Zeit nicht gar ferne, in welcher dieselben ihrem ganzen Inhalte nach ver-öffentlicht werden können. Es wird sich dann zeigen, wie sehr Schmidt auch des geschriebenen Wortes Meister war, wie tief sein Empfinden, wie lebhaft sein Interesse, wie klar sein Blick auch für außerhalb des Kunstgebietes Belegenes. Nachfolgend glaube ich nur auf die zuvor bezeichnete Frage sich Beziehendes mittheilen zu sollen, und zwar auch dieses unter Beiseitelassung von allem, dritte, lebende Personen oder

¹⁾ Die in der oben bezeichneten Schrift über die Gothik gefällte Todessentenz, sowie das in Verbindung damit über die Stilbewegungen unserer Gegenwart Aus-geführte findet sich näher beleuchtet in der jüngst bei Floitgraf in Wegberg er-schienenen 2. Auflage meiner Schrift: „Die Kunst Jedermanns Sache“, S. V ff.

gewisse, noch nicht zu völligem Abschlufs gekommene Verhältnisse Betreffenden, wenngleich meist das allgemein Gefafste dadurch gewissermaßen illustriert, erst so recht in's Auge springend sich gestalten würde.

Auf die Gefahr hin, als selbstgefällig zu erscheinen, sei vorerst bemerkt, dafs Schmidt, bis an sein Ende, bei jedem durch mein Mitthun zur Förderung der Gothik, und zwar der streng-mittelalterlichen, sich ihm bietenden Anlafs mir seine volle Zustimmung zu Theil werden liefs, mich zum Ausharren im Kampfe für dieselbe ermuthigend. Ich bin auf die Einwendung gefafst, dafs dies sein Verhalten wohl mehr in freundlicher Gesinnung für meine Person, als in sachlicher Erwägung seinen Grund gehabt haben werde. Jedenfalls kann dies Demjenigen, was nun aus seiner Feder folgen soll, nicht entgegen gehalten werden.

Dafs Schmidt bis 1865 seinem „grofsen Lehrmeister“, wie er den Kölner Dom in einem seiner Briefe nannte, treu geblieben und treu zu bleiben entschlossen war, ergibt sich aus einem am 8. April jenes Jahres aus Wien mir geschriebenen Briefe, dessen Inhalt sich zugleich, in gewissem Sinne, um einen Wendepunkt in seinem Schaffen und Wirken bewegt. Darin heifst es, wie folgt:

„Dank einer eigenthümlichen Verkettung der hiesigen Verhältnisse war es mir möglich, zunächst ohne grofses Aufsehen zu erregen, einen festen Grund zu legen, sowohl für die Kenntnifs als auch für die Anerkennung der Spitzbogen-Architektur. Das erste erreichte ich dadurch, dafs ich einen ansehnlichen Kreis tüchtiger Schüler um mich sammelte, welche ich für die gute Sache begeisterte, an welchen ich hinwiederum eine kräftige Stütze für meine Unternehmungen fand, das zweite dadurch, dafs es mir glückte, einige kirchliche und profane Bauten durchzuführen, welche der Menge Anerkennung jenes Stiles abnöthigten. Soweit ging die Sache ganz gut; was ich aber klar vorausgesehen hatte, traf auch richtig ein: die übrigen hiesigen Architekten, welche der modernen, oder, wie sie sich auszudrücken beliebten, der „klassischen“ Richtung angehören, sahen sich plötzlich in ihrer Existenz bedroht, fühlten den Boden unter ihren Füfsen wanken. Da nun obendrein die Ausführung grofsen öffentlicher Bauten, als da sind: Parlamentshäuser, Rathhaus, Universität, in naher oder ferner Aussicht stehen, so wurde ein Hauptsturm gegen mich unternommen. Einige Artikel in hiesigen Journalen und öffentliche Vorträge versetzten die Kunstwelt in nicht geringe Aufregung und man sah dem nahen Sturze meiner Wenigkeit etwa mit demselben Interesse entgegen, wie dem Einsturz eines alten Kirchthurms. Diesen Angriffen begegnete ich zunächst dadurch, dafs ich den Feind in seiner Herzgegend angriff. In dem Vereine „Wiener Bauhütte“ hielt ich Vorträge über griechische und römische Architektur,

worin ich das Wahre in diesen Stilrichtungen eingehend technisch und künstlerisch entwickelte und die Stellung derselben zu unseren Verhältnissen charakterisirte. Hierdurch raubte ich meinen Gegnern vor Allem die Handhabe, mir Unkenntniß der klassischen Kunst vorzuwerfen. Durch einige gesalzene Vorträge über die Kunst des Mittelalters und unseren Zielpunkt auf diesem Gebiet brachte ich außerdem manche, geradezu absurde Vorwürfe zum Schweigen, so daß ich sagen kann, der erste Hauptangriff wäre glücklich abgeschlagen. Der nächste Tanz wird nun losgehen, wenn die Entwürfe zu den Parlamentshäusern, Ende Mai, eingelaufen sind. Da helfen dann keine Vorträge mehr, da muß die Arbeit für sich selber reden. Soviel ich weiß, werde ich unter den sechs konkurrierenden Architekten der einzige sein, welcher im Spitzbogenstil arbeitete.“

Es folgt eine Charakteristik der hervorragenderen Konkurrenten, auf deren Veröffentlichung ich verzichten zu müssen glaube, und sodann die Mittheilung, daß Schmidt nächstens sich nach Dresden begeben werde, um sich über die beabsichtigte Restauration des Meißener Schlosses gutachtlich zu äußern. Zum Schluß spricht S. die Hoffnung aus, von Dresden aus an den Rhein reisen zu können, und schließt mit den Worten: „Ich halte es für nothwendig, daß wir uns nach so vielen Jahren gemeinsamen Strebens und doch persönlicher Trennung einmal klar in die Augen sehen und uns über das einigen, was etwa zwischen uns noch im Zweifel sein könnte“. Aus einem bald darauf, am 29. Mai 1865, geschriebenen Brief Folgendes:

— — „In Dresden sieht es mit der Architektur böse aus; eine solche Gleichgültigkeit gegen das Mittelalter habe ich denn doch während meines ganzen Lebens noch nicht gefunden. Die Leute sind dort so kühl, so ohne alle Poesie, daß mir ordentlich bange wurde und mit Freude kehre ich in mein liebes Oesterreich zurück, wo wir zwar ansehnliche Schulden, aber doch noch ein warmes Herz bewahrt haben. Die Schulden können mit Gottes Hülfe bezahlt werden, ein warmes Herz aber ist gar schwer wiederzugewinnen. In diesen Tagen beginnt nun der große Kampf um die Parlamentshäuser und werde ich trachten, Sie auf dem Laufenden zu erhalten. Jene Schwefelbände, welcher Sie in dem prächtigen Artikel ein Stück Wahrheit in's Gesicht geschleudert haben, wird Alles gegen mich aufbieten. Indessen fürchte ich mich nicht und habe mir zu dem besonderen Behuf dieser Bataille, als echter Steinmetz, einen Schädel von Granit angeschafft. Beißen sie mich auch zu den Parlamentshäusern heraus, so beiße ich mich in die neue Universität hinein. Einmal werde ich durchdringen.“

Da S. nicht den Sieg davontrug, blieb der Sturm gegen ihn aus. Bekanntlich ward an entscheidender Stelle für die Parlamentshäuser dem

altgriechischen Stil der Vorzug vor dem altdeutschen gegeben, in Anbetracht wohl der so nahen Geistesverwandtschaft der Wiener mit den Atheniensen und der frappanten Aehnlichkeit zwischen Oesterreich und — Hellas? Ueber den betreffenden Entwurf bemerkt S.: „Mein Hauptgegner hat einen griechischen Tempel projektirt, à la München. An Stelle meines Kaisers steht eine hohe jonische Säule mit Madam Austria; unten in einem Wasserbecken paradiren Tritone, Seepferde u. dgl. Klassisches mehr.“ Die Konkurrenzentwürfe weiter besprechend, bezeichnet er einen derselben, dem Stile nach, als „namenlos“; derselbe gebe sich als „fortentwickelter Romanismus“ zu erkennen, allein nicht als fortentwickelt auf dem „allein natürlichen Weg des Spitzbogens“. Im Hinblick auf die oben erwähnte angebliche Reminiscenz des Professors Deininger sei bemerkt, daß S. nicht erst gegen das Ende seiner Laufbahn hin mit dem romanischen Stil sich vertraut machte. Schon in Köln hatte er, zugleich mit seinem Kollegen und anfänglichen Vorgesetzten beim Dombau, Vincenz Statz, die so bedeutenden dortigen romanischen Bauwerke genau durchstudirt, theilweise sogar, wie die Taufkapelle bei St. Gereon, aufgemessen und in ihrer Art schätzen gelernt.

Zur näheren Kennzeichnung der Stellung Schmidt's zur Antike nachfolgend einige Sätze aus einem Briefe vom 16. Januar 1868, welcher von einem in Wiener-Neustadt gehaltenen Vortrage handelt:

„Ganz ausdrücklich habe ich die Gemeinsamkeit der Richtung und das Vorhandensein eines einheitlichen Geistes im Mittelalter betont, von welchem jedes Individuum sein eigenes Wirken ableitete. Mehr konnte ich nicht sagen, ohne die Freiheit der Kunst zu negiren, ja sogar das hohe christliche Prinzip anzugreifen, welches Sklaventhum in jeder Form desselben verdammt. Das ist ja eben das Erhabene in der mittelalterlichen Kunst, daß jedem ihr Dienenden, vom Lehrling bis zum Meister, ein gewisses selbstständiges Denken und Empfinden gestattet ist, im Gegensatz zu aller heidnischen Kunst, wo nur Einer dachte, alle übrigen Mitarbeiter zu Hörigen des einen Gedanken gemacht wurden. Welch' ungleich verschiedene Rolle war und ist noch Demjenigen zugetheilt, welcher beispielsweise einen gothischen Bau mit Laubwerk zu verzieren hatte und noch hat, im Vergleich mit Demjenigen, welcher mechanisch ein griechisches Ornament zum Hundertstenmal nachbilden muß. — Hoffentlich haben Sie meinen Grundriß der Fünfhausener Kirche von meinem Schwager erhalten und sich von »des Chores Maafs und Gerechtigkeit« überzeugt.“

Unter dem 29. Juli 1865 dankte S. für eine von mir verfaßte Broschüre. Er und seine Schüler hätten sich „weidlich ergötzt an der so kräftigen Sprache, was nicht zu verwundern sei, da in Wien seit

vielen Jahren kein Wort zur Vertheidigung der Gothik laut geworden wäre“. — Weiter folgt darin: „Mein großer Gymnasialbau wird diesen Herbst in der Hauptsache vollendet und macht jetzt schon eine derartige Wirkung, daß die Gegner sich auf ihr letztes Reduit zurückgezogen haben; in solch einem gothischen Bau, sagen sie, ließen sich klassische Studien unmöglich so recht treiben. Das ist doch wirklich klassisch.“ Die Wiedergabe einer eingehenden, den Schlufs des Briefes bildenden Mittheilung über die Gestaltung seiner Pläne für die Parlamentshäuser würde zu weit vom Zweck gegenwärtiger Schrift abführen.

An das Vorstehende schloß sich in einem Briefe vom 24. Januar u. A. Folgendes an:

„Sie haben daran erinnert, daß die Lehre des Christenthums auf unwandelbaren Dogmen beruhe, wonach der Christ zu leben habe. Da bitte ich Sie nun, überzeugt zu sein, daß ich gerade das wunderbare Verhältniß der Kirche und ihrer Dogmen zur Gesetzmäßigkeit in der Kunst als parallel ansehe. Ihnen dies ausdrücklich zu sagen, halte ich für nothwendig, denn es will mich bedünken, als vermutheten Sie in meiner Thätigkeit ein leises Hinneigen zu anderen Prinzipien. Allerdings legt mir meine ganze hiesige Lebensstellung ein anderes Verhalten auf, als ich am Rhein an den Tag legen könnte. — — Ich bitte noch zu bedenken, daß ich außer Sr. Eminenz hier keinen mächtigen Beschützer, in einem großen Theil der Geistlichkeit, gerade wegen meiner strengen Anschauungen über kirchliche Kunst, heftige Gegner habe, daß mir hier kein einziger literarischer Freund zur Seite steht, daß ich überhaupt so gut wie einzig und allein auf meine eigene Kraft angewiesen bin. Meine Taktik geht nun dahin, den elementaren Unterschied, welcher zwischen meiner Richtung und dem vulgären Wiener Zopfthum besteht, thunlichst wenig zur Schau zu tragen. Dabei muß ich möglichst an öffentlichen Unternehmungen mich betheiligen, um darzuthun, daß so ein Gothiker wirklich lebt, nicht als Gespenst umherwandelt. Handelte ich so nicht, so könnte ich mir sagen, daß mit der Vollendung meiner Kirchen meine Thätigkeit hier zu Ende wäre. Von diesem Gesichtspunkte aus halte ich meine Vorträge, regele ich überhaupt mein Verhalten und bitte ich Sie, Manches, was Sie von mir hören oder hören werden, zu beurtheilen. Manchmal, das gestehe ich Ihnen offen ein, sinke ich gebrochen in mir zusammen und erdrückt mich beinahe die Wucht der Dinge, welche auf mir lasten. Verzeihen Sie mir, wenn ich in solchen Augenblicken bei Ihnen einkehre und mein Herz vor Ihnen ausschütte. — Betreffs Ihrer Bedenken hinsichtlich des Fünfhausener Kuppelbaues theile ich Ihnen zum Troste mit, daß das eiserne Gerippe aus der Kuppel wegbleibt. Ich mauere jetzt acht

starke Rippen, welche von außen sichtbar sein werden und in einer steinernen Laterne endigen. Hiermit scheint wieder auch die Kuppelform an sich mehr gerechtfertigt zu sein, da sie durchaus konstruktiv wird.“ — Als gothisch hatte S. dieselbe zuvor durch die Hinweisung auf die St. Gereonskuppel in Köln legitimirt.

Ich bedauere lebhaft, daß die Gegenwärtigem in mehrfacher Beziehung als nothwendig vorgezeichneten Grenzen es nicht gestatten, den folgenden, vom 30. Juni 1868 datirten Brief seinem ganzen Inhalte nach hier anzureihen. Nach einem eingehenden Berichte über eine mit Voigtel und Denzinger in Frankfurt, zum Zweck einer Begutachtung der Domrestaurationsfrage, stattgehabten Zusammenkunft führt S. bittere Klage über niedrige Angriffe auf seine Person, aus Anlaß des tragischen Todes seines früheren Kollegen, von der Nüll, und des bald darauf erfolgten des mit Nüll nahe befreundet gewesenen von Siccardsburg. „Wohin das Alles bei uns führen soll, weiß Gott allein. Schließlich wohl zum Guten, zunächst aber zum Gegentheil. — Mit meinen Schülern reise ich dieses Jahr nach Tyrol, wo ich mir eine reiche Ausbeute verspreche. Von meinen Arbeiten sende ich Ihnen meinen chinesischen Dom (in der Nähe von Peking zu errichten) und den Plan zur Wiederherstellung des Schlosses Vaydah Hunyad in Siebenbürgen. — Für das kommende Jahr steht ein großer Kampf bevor um das Rathhaus. Handelte ich dann nach meiner augenblicklichen Stimmung, so würde ich mich von diesem Riesenunternehmen fernhalten; es wird aber nicht gehen; ich werde hineingezogen werden in diesen Kampf auf Tod und Leben, angesichts dessen ich meine Seele Gott befehle. Sollte ich in diesem Kampfe siegen, was ja doch immer möglich ist, so müßte ich meine Professur aufgeben, überhaupt alle Nebendinge. Alles zusammen wäre zuviel für einen Menschen.“

Nicht ohne ein gewisses inneres Widerstreben übergehe ich mehrere, Arbeiten und theilweise recht schmerzliche Erlebnisse des Freundes betreffende Briefe, um alsbald wieder auf den Rathhausbau zu kommen, welcher den Höhepunkt seines Lebens und Schaffens, sowie die Hauptausgangsstelle für die über letzteres ergangenen Beurtheilungen bildet. „Zum Rathhause“, so schreibt er am 10. Februar 1869, „sind mehrere Skizzen fertig und giebt mir das gewonnene Resultat vollen Muth zur Durchführung des Planes; wie ich denke, werden Sie an dieser Arbeit ihre Freude haben.“ Weiter besagt ein Brief vom 1. Juli 1869 was folgt:

„Dem vielen Gejohle der modernen Klassiker verdanke ich es zu-meist, daß ich bei meinem Rathhausentwurf eine Richtung eingeschlagen habe, die möglicherweise zum Ziele führt. Denn das muß ich mir gestehen, ein in rein-deutsch-gothischem Stile durchgeführter

Entwurf ist hier absolut unmöglich durchzusetzen. Wie ich Ihnen schon früher mittheilte, habe ich mich daher der lombardisch-florentinischen Richtung, mit ruhiger Façadenbildung, angeschlossen und nur in den Thürmen und namentlich in der Ausstattung der inneren Räume, welche von der modernen Umgebung ganz abgetrennt sind, möglichst der Kunst des XIII. Jahrhunderts mich zugewendet. Wie freue ich mich, Ihnen die Kopien dieser Zeichnungen einmal mittheilen zu können. Sollte es auch meinen Feinden gelingen, die Ausführung des Entwurfes zu hintertreiben, so hoffe ich doch, daß derselbe an und für sich schon vielseitige Einwirkung üben wird.“

Nicht bloß die in Wien gemachten Erfahrungen eigneten sich übrigens dazu, Schmidt betreffs des Erfolgs streng-deutscher Gothik besorgt zu machen. War doch vor Jahren schon sein sieggekrönter Konkurrenzentwurf zum Berliner Rathhausbau bei Seite gelegt worden, ein Schicksal, welches ein ebenwohl gekrönter gothischer Entwurf des berühmten englischen Baumeisters Gilbert Scott für das Hamburger Rathhaus theilte. Auf unserem Festlande hatte und hat durchweg noch die gothische Profanarchitektur gegen blinde Voreingenommenheit, um nicht zu sagen, systematische Feindseligkeit, anzukämpfen. In wie weit die in Berlin und Hamburg, statt der preisgekrönten, im Geiste des „modernen Kulturlebens“ errichteten Rathhäuser demselben zur Ehre gereichen, muß hier unerörtert bleiben. Kehren wir wieder zu dem für Wien projektierten zurück.

„Mein Hauptwerk, das Rathhaus“, so berichtet ein Brief vom 17. Januar 1878, „gedeiht sichtlich; der Entwurf hat noch manche Wandlungen durchgemacht, ist aber jetzt in allen seinen Theilen festgestellt und werden Sie die Abbildungen davon interessiren, sollte Ihnen, da Sie meinem Entwicklungsgang während der letzten Jahre nicht genau gefolgt sind, auch vielleicht Manches daran fremd erscheinen. Die Aufgabe ist eine in jeder Beziehung so eigenartige, daß unwillkürlich auch das Formensystem berührt wird. Uebrigens beruht Alles auf guter gothischer Grundlage. Was bis jetzt davon steht, nämlich drei Stockwerke, findet, soviel ich weiß, allgemein Beifall, und wagen die Klassiker nicht mehr, mich anzugreifen. — Die Restauration von St. Stephan geht im Aeußeren mit nächstem Jahr zu Ende, womit voraussichtlich dieses Bauunternehmen überhaupt geschlossen wird. — In Basel wird nach meinen Plänen das neue Central-Postgebäude (streng gothisch) ausgeführt und außerdem sind noch etwelche Kirchen in der Ausführung oder Vorbereitung begriffen. Zum Ueberfluß baue ich in diesem Jahr die das Rathhaus flankirenden Baugruppen, welche mit dem Rathhaus die eine Langseite des großen Platzes bilden. Sie

ersehen aus dieser Aufzählung, daß ich den Kopf zusammenhalten muß, um Allem gerecht zu werden. Ich bin aber auch Tag für Tag, von Morgens früh bis Abends spät, im Berufe, und ist es mir eine Wonne, wenn Alles so vorwärts geht. Ich arbeite mit 18 Gehülfen, führe das Steinmetzwerk beim Rathhaus in eigener Regie, wobei mir meine alte Steinmetzpraxis trefflich zu statten kommt. Kurrente Arbeiten werden außerhalb gemacht, so daß augenblicklich 400 Steinmetzen und 60 Verzierungsarbeiter für das Rathhaus beschäftigt sind. In fünf Jahren muß der gesammte äußere Bau vollendet sein. Das Geld liegt vorrätig da. Soweit wäre Alles recht und in Ordnung mit mir; nur greift der allgemeine Jammer auch mich an, so gut wie jeden fühlenden Menschen. Ich kann des Lebens nicht ganz froh werden, wenn rings um mich her trostlose Verhältnisse bestehen. Je schlechter die materiellen Verhältnisse werden, desto bedrohlichere Formen nimmt der Kampf ums Dasein an. Mir ahnt, daß unser Herrgott noch stärkere Prüfungen über uns senden muß, um uns zur Raison zu bringen. Was ich vom Kulturkampf in Deutschland höre, zieht mir auch das Herz zusammen; es sucht das geistige Auge vergeblich einen Punkt, auf welchem es mit Wohlgefallen ruhen könnte. Gott bessere es!“

Brief vom 11. Mai 1878. „Nachdem ich, Gott sei Dank, von meinem Unwohlsein so ziemlich befreit bin, will ich mein Versprechen halten und Ihnen etwas von meinen neuesten Arbeiten senden. Das Eine ist die definitive Rathhausfäçade, deren Aenderungen Sie aus dem Vergleich mit der früheren ansehen werden. So ein Bauwerk entwickelt sich doch sehr allmählich, und lehrt mich die eigene Erfahrung, wie, unter Beibehaltung des Grundgedankens, ein fortwährendes Bilden und Gestalten nothwendig ist, will man nicht in große Irrthümer gerathen. Die alten Meister haben es auch nicht anders gemacht, was aus der Vergleichung von Originalplänen derselben mit dem Ausgeführten zur Evidenz hervorgeht.“

Im März 1879 hatte ich im Reichstag die Bewilligung eines Zuschusses zur Restauration der Oppenheimer St. Katharinenkirche befürwortet. Dieselbe war dem Sohne unseres Meisters, Professor Heinrich Frhr. v. Schmidt in München, übertragen. Einer Danksagung für meine Rede schließt sich in einem Brief vom 28. März 1879 was folgt an:

„Für mich alten Steinmetzmeister liegt die Befriedigung über dieses glückliche Ergebniss hauptsächlich darin, daß ich fest hoffen darf, daß meinem Sohne jetzt Halt genug geboten ist, um meiner Richtung getreu bleiben zu können, und daß er das fortsetzt, was ich begonnen habe. Sie, hochverehrter Freund, werden sich auch gewiß bald die Ueberzeugung verschaffen, daß mein Kleiner die Sache so ernst nimmt,

als es überhaupt möglich ist, daß er seiner herrlichen Aufgabe gerecht werden wird. Was ich noch zum Gelingen beizutragen vermag, soll sicherlich geschehen.“ — (Daß die Oppenheimer Katharinenkirche ein streng-gothischer Bau ist, wird wohl von keiner Seite her bezweifelt werden.) — „Diesen Winter habe ich wieder furchtbar arbeiten müssen. Mein Rathhaus soll im Jahre 1883 zu der zweihundertjährigen Feier der Befreiung Wiens von den Türken vollendet sein, und da heißt es denn rücksichtslos vorwärts gehen. Ich darf, Gott sei Dank, sagen, daß jetzt auch die letzten Fragen gelöst sind, namentlich in Betreff der oberen Theile der Hauptfacade und des Festsaals, so daß ich mich jetzt schon ganz der Ausstattung zuwenden kann. Künftige Woche werden die ersten Dächer aufgeschlagen und wird der Bau zu drei Viertheilen in diesem Jahre unter Dach kommen. Könnten Sie nur einmal einen Sprung nach Wien machen: ich denke, Sie würden sich über den Bau freuen, wenn Ihnen auch Manches daran etwas fremd vorkommen würde. — Unter mehreren anderen Dingen habe ich jetzt auch wieder ein Schloß zu bauen, in Südrufsland, was mich sehr interessirt. Es ist ein Deutschrusse, welcher es bauen läßt und mir den Auftrag ertheilte, den Entwurf in streng-deutschem Backsteinstil zu halten, was denn auch geschehen ist. Durch die Oertlichkeit hat sich eine sehr interessante Anlage ergeben; ich werde nicht ermangeln, Ihnen Abbildungen davon zu schicken.“

Ein weiterer Brief vom 19. Januar 1881 handelt zunächst von Vorkommnissen im Wiener Dombauverein und sodann von solchen am Bau des Kölner Domes; hinsichtlich des Rathhauses wird hier bemerkt, daß dasselbe zu drei Viertheilen unter Dach sei, im laufenden Jahre die kleinen Thürme fertig würden, vielleicht sogar auch der Hauptthurm.

Zu den vielen, Schmidt bereits gewordenen Auszeichnungen kam gegen Ende des Jahres 1885 die Verleihung des Freiherrntitels durch den Kaiser von Oesterreich. Auf meinen Glückwunsch dazu erwiederte er am 31. Januar 1886: „Es ist doch ein merkwürdig Ding um so ein Menschenleben. Was fängt unser Herrgott nicht Alles mit uns an und welche wunderbare Wege führt er uns! Herzlichsten Dank für Ihre freundliche Theilnahme. Glauben Sie meiner Versicherung, daß der Freiherr wohl dem Dombaumeister helfen, aber nichts an ihm ändern kann.“ — — —

Wieder muß, aus dem angegebenen Grunde, eine Reihe von Mittheilungen bei Seite liegen bleiben; nur des Inhaltes eines mir besonders werthvollen Briefes vom 17. Februar 1887 kann ich nicht umhin, ausnahmsweise Erwähnung zu thun. Aus Anlaß meiner Schrift: »Erinnerungen an Eduard von Steinle« giebt da S. seiner Bewunderung

dieses Künstlers wärmsten Ausdruck, unter Hervorhebung seiner bildlichen Ausschmückung des Frankfurter Domes und der Dekorationsmalerei Linnemanns. „Seien Sie versichert“, so beginnt der Brief, „daß ich Ihren Nachruf mit dem denkbar höchsten Interesse gelesen habe. Herzlich danke ich Ihnen für die Uebersendung dieser Schrift, in welcher ich so vieles gefunden habe, was liebe Erinnerungen in mir wach rief, wenngleich ich der Person des Meisters niemals Gelegenheit hatte, näher zu treten.“

Weiter charakterisirt S. den in Wien und in Oesterreich auf dem Gebiet der Malerei vorherrschenden Geist, um es zu erklären, daß dort Steinle allzu wenig verstanden und gewürdigt worden sei. „Wäre es nur die Laienwelt, welche der Richtung Steinle's wiederstrebt, so bestände immer noch Aussicht auf Erfolg; allein es ist hart, zu sagen, daß es bei dem Klerus in dieser Beziehung schlimmer aussieht, als bei den Laien, einige hochehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet.“ — Obgleich ebenwohl außserhalb des eigentlichen Themas gegenwärtiger Schrift fallend, sei noch folgende Stelle aus dem Briefe hier mitgetheilt: „Der Schwerpunkt unseres ganzen Unterrichts hat nicht in den Akademien, sondern in den Meisterschulen zu beruhen, in welchen jeder Professor seine Schüler nach seiner individuellen Anschauung ausbildet, so daß, was Sie gegen die Akademien sagen, im Grunde darauf hinausläuft, daß die Strömung unserer Zeit eine beklagenswerthe ist, welche leider auch die Kunst in fast allen ihren Richtungen beherrscht.“ Zum Schluß des Briefes knüpft er an den bevorstehenden Abschluß seines Ausbaues des Fünfkirchener Domes über die politische Situation eine Betrachtung, welche in dem Satze endet: „Meine alte Prophezeiung wird sich bewahrheiten, daß, wenn nicht die Lateiner, in endlicher Erkenntniß der Lage, mit den Deutschen zusammenstehen, Europa kosakisch wird.“

Ein folgender Brief (vom 15. Oktober 1888) bezieht sich zunächst auf die zwischen dem Domkapitular Dr. Friedrich Schneider zu Mainz und mir in gegenwärtiger Zeitschrift (Jahrg. I Sp. 153 u. 255 ff.) kontraktorisch erörterte Frage, in welcher Art katholische Pfarrkirchen, namentlich deren Inneres, am angemessensten auszugestalten seien. Die von mir vertheidigte Ansicht theilend, äußert S. sich dahin, es verstosse die gegenheilige gegen die ganze kirchliche Tradition und meint, sie stehe in einem gewissen Zusammenhang mit den neueren Hannover'schen und Berliner Schulen, nach welchen „Heizanlagen, Pfarrkanzlei, Abort, Stiegen u. s. w. in einen Organismus zusammengefaßt wurden, der Predigtraum und der ungetrübte Hinblick auf den hochwürdigen Herrn Pastor die Hauptsache bildeten“.

„Unsere Vorfahren“, so fährt S. fort, „verstanden es ausgezeichnet, weite Gewölbe zu spannen, wenn immer sie wollten, und könnte ich Herrn Schneider einige ganz ungewöhnliche derartige Beispiele vorführen aus unseren Gebirgskirchen. — Ueberhaupt muß ich sagen, daß je mehr ich studire und einen Ueberblick über die Gesamtleistung unseres Mittelalters gewinne, desto unbegrenzter wird meine Ehrfurcht vor den Meistern jener Zeiten und desto mehr erkenne ich, wie wenig wir können im Vergleich mit ihnen.“

Der weitere Inhalt des Briefes handelt von einem Ausflug Schmidt's nach Straßburg, zum Zweck der Begutachtung das dortige Münster betreffender Entwürfe, in Gemeinschaft mit dem Pariser Architekten Böswilwald. Von Straßburg begab er sich direkt nach Mailand, wo über die Konkurrenzpläne zur Façade des dortigen Domes entschieden werden sollte. Lebhaft fühlte er sich in Mailand ergriffen „durch die Erinnerungen an die Vorgänge, welche sich vor 500 Jahren mit den deutschen Meistern u. s. w., wenn auch in anderer Form, dort begaben. Es sei ihm zu Muth gewesen, als stände der Geist des alten Gamodia, ihm zuflüsternd hinter ihm.“²⁾ Ritterlich habe er sich gewehrt und befriedige ihn der Konkurrenzausgang insofern jedenfalls, als die Verfertiger der zwei besten Entwürfe von ihm „in die Kunst des Mittelalters“ eingeführt gewesen seien. — In Mailand erreichte ihn ein Brief, der ihm den Auftrag zu einer größeren Kirche im Salzkammergut brachte.

„Dieselbe“, so schreibt er, „wird nicht einschiffig, sondern nach altem Kanon dreischiffig; meine Bauern würden mich auch schön ansehen, wollte ich ihnen eine moderne Bahnhofshalle bauen. — Der

²⁾ Meister Heinrich von Gmünd, von den Italienern Enrico da Gamodia genannt, war von Ende November 1391 ab bis Ende Mai 1392 bei dem 1386 begonnenen Mailänder Dombau angestellt, wie vor ihm schon ein anderer deutscher Meister, Johannes „Teutonicus“. Sie mußten der Eifersucht der italienischen Ingenieure weichen. Zufolge der renaissanceistischen Bewegung verlor in Italien sich die Kenntniß der deutschen Bauweise dermaßen, daß man 1481, als am Kuppelthurm jenes Domes gebaut werden sollte, sich genöthigt fand, vier Meister der Straßburger Hütte zu Hülfe zu rufen. Auch sie wurden indess schon nach einigen Jahren wieder heimgeschickt. Wenig Dezzennien noch, und in unserem deutschen Vaterland war es mit dem Nationalgefühl und dem Kunstverständniß dahin gekommen, daß unsere deutschen Meister nebst ihren Bauhütten vor dem Welschthum das Feld räumen mußten. Ward doch in unseren Tagen noch, von der Hauptstadt des deutschen Reiches aus, in dem für das Deutschthum wiederzugewinnenden Elsass, angesichts des Straßburger Münsters, ein Palast für den deutschen Kaiser in — italienischem Renaissancestil erbaut! Vergebens habe ich im Reichstag den betreffenden Plan auf das entschiedenste bekämpft. Man sieht, dem „alten Gamodia“ fehlte es nicht an Stoff zu einer Herzensergießung gegenüber dem, nach Verlauf von fünf Jahrhunderten ihm nach Mailand gefolgt Meister Friedrich aus Wien.

große Festsaal im neuen Rathhaus ist nun auch nahezu fertig dekoriert und macht einen merkwürdigen Eindruck.“ Der gedachte Brief enthält noch Manches, namentlich eine Betrachtung über Sonst und Jetzt, dessen Wiedergabe hierorts allzusehr ins Weite führen würde. Das Gleiche gilt betreffs eines Briefes vom 21. Januar 1891 aus Anlaß der Berufung Schmidt's in's Herrenhaus. Ein paar Sätze aus demselben sollen indeß doch hier eine Stelle finden. — „Alle Ehren und Auszeichnungen, welche mir bis jetzt, über Verdienst, zu Theil geworden sind, haben mich nicht angegriffen; in wenig Wochen waren sie moralisch verdaut. Mit dieser neuesten Berufung ist es insofern etwas Anderes, als ich thatsächlich in eine ganz neue Thätigkeitssphäre eintreten muß. Nach meinem Naturell werde ich nicht im Stande sein, als ruhiges „Stimmvieh“ dort auszuhalten; was aber geschieht, wenn ich losgehe, ist unberechenbar. — Indessen es wird sich doch Alles geben, und hoffe ich, mit Gottes Hülfe, auch da mich durchzufechten.“

Wie gegen Herrn Schneider über den Bau der Pfarrkirchen, so hatte ich gegen den Seminar-Professor Graus in Graz einen Strauß über den Charakter der von demselben hochgestellten Renaissance, namentlich deren Kirchlichkeit, zu bestehen, wovon Schmidt ebenwohl Notiz nahm. Sein Urtheil im Allgemeinen hatte er schon früher, unter dem 28. März 1879, in folgender Art kundgegeben.

„Es ist unglaublich, welch' höherer Blödsinn jetzt mit der Renaissance aufgeführt wird. Ich habe nichts dagegen, wenn ein Architekt in dieser Richtung arbeitet; ich war ja selbst schon in der Lage, es thun zu müssen; allein es zeugt von einer totalen Unkenntniß der Entwicklungsgesetze der Kunst, wenn man etwas so Unfassbares, bestimmter Gesetzmäßigkeit Entbehrendes zum Ausgangspunkt einer neuen Richtung nehmen will. Einmal müssen die Kerls doch an's Mittelalter glauben lernen; vielleicht leider wenn es zu spät ist.“ Ueber die Person des Herrn Graus äußert er sich dahin, daß derselbe als Konservator der Alterthümer sich verdient mache, seine Stellung zu der gedachten Frage verschiedenartigen Einflüssen beizumessen sei. Es komme hinzu, daß der österreichische Klerus, im Allgemeinen genommen, der kirchlichen Kunst indifferent gegenüberstehe, keine Ahnung davon zu haben scheine, welch' hohe Bedeutung die hehre Kunst des Mittelalters für die Kirche selbst hat. Wenn die Gewänder prunkvoll, der Altar reichlich mit Kerzen und Blumen besteckt sei, dann sei dem kirchlichen Bedürfnis ein Genüge geleistet. Solchem äußerlichen, gehaltlosen Prunk aber entsprächen die verschiedenen Arten der sogen. Renaissance selbstverständlich mehr als die ernste Gothik. „Es ist ein Jammer; Gott bessere es!“ „Wenn ich

übrigens mit Herrn Graus zusammenkomme, werde ich nicht ermangeln, ihm ein Privatissimum zu lesen.“ Von meinem Vorhaben, lebende Personen nicht hervortreten zu lassen, bin ich betreffs der zwei genannten abgewichen, weil ich nicht bezweifle, daß es ihnen, ebenso wie mir, lediglich um die Sache zu thun und erwünscht ist, über unsere Streitfragen die Ansicht eines Meisters ersten Ranges zu vernehmen.

Wenn Schmidt bei seiner letzten bedeutenden Schöpfung innerhalb Wien's, dem sogen. Sühnhaus, noch geglaubt hat, der italienischen, insbesondere der venetianischen Gothik, gewisse Konzessionen machen zu sollen, so athmete er um so freier beim Entwerfen der für den Ort, wo er seine Laufbahn begonnen hatte bestimmten Herz-Jesu-Kirche. Der Sieg, welchen er da erfocht, war zugleich ein solcher der „reinen, echt-deutschen“ Bauweise, seine Freude darüber besonders groß, wie viel glänzendere Erfolge er auch während seines so bewegten Lebens errungen hatte. Er schrieb mir darüber wie folgt: „Gerade um die Zeit des Beginnes dieser Arbeit hatte ich, die letzten Striche für die Festräume des Rathhauses gezeichnet und war es mir ein wahrer Trost und zugleich eine innere Befriedigung, mich noch einmal so recht vertiefen zu können in das Reich jener Formen, welche das Ideal meines Lebens bilden.“

So der, nach der »Kölnischen Zeitung« (1891 Nr. 32) „ketzerisch gewordene Gothiker“ am Schlufs des letzten Stadiums seines künstlerischen Schaffens.

Leider sollte Schmidt raschen Schrittes seinem Ende entgegengehen. In der zweiten Hälfte des April 1890 war er nach Köln gekommen, um Näheres in Bezug auf den Bau der gedachten Kirche zu verabreden und anzuordnen. Am 22. April erhielt ich in Koblenz ein Billet von ihm, worin er den Wunsch aussprach, mich am folgenden Tage bei der Durchfahrt auf dem Koblenzer Bahnhof zu sprechen. Ich begleitete ihn bis Boppard, schmerzlich von seinem Aussehen betroffen. Ein Brief aus Wien vom 10. Mai 1890 lautete indeß beruhigend. Es heifst darin: „Eine Woche Ruhe und strenge Diät brachte mich, mit Gottes Hülfe, so weit, daß ich seit dieser Woche wieder arbeiten kann und auf eine, meinen Verhältnissen entsprechende Genesung rechnen darf.“ — Auf die Stellung des Klerus zur kirchlichen Kunst zurückkommend, bemerkt er dann, daß dessen Vorliebe für das Barocke hauptsächlich in den Gegenden hervortrete, in welchen das slavische Element sich besonders fühlbar mache, so denn auch in Steiermark.

Die Wiedergenesung des verehrten alten Freundes war leider nicht von langer Dauer. Am 23. Januar 1891, früh Morgens, ward er ins Jenseits abgerufen, wo ihm eine Palme von ungleich höherer und

bleibenderer Bedeutung zu Theil geworden sein wird, als diejenigen waren, welche er in so großer Zahl im Diesseits erkämpft hatte. Am Abend vorher hatte ihm sein vieljähriger Freund, der Probst an der Votivkirche, Dr. Marchal, die letzte Wegzehrung gereicht; kurz vorher war der Fürsterzbischof von Wien, Gruscha, vormals Präses der österreichischen Gesellenvereine, an seinem Sterbelager erschienen. Nicht viele Andere in unserer Zeit konnten mit solchem Fug wie Schmidt, auf Grund seiner kirchlichen Schöpfungen, mit dem Psalmisten sagen: *Domine dilexi decorem domus tuae et locum habitationis gloriae tuae.*

Sollte Alles vorstehend Mitgetheilte noch einen Zweifel darüber bestehen lassen, wo der Zielpunkt des genialen Meisters in künstlerischer Beziehung lag, wohin seine Ueberzeugung, sein Innerstes ihn fortwährend zog, so müßte derselbe vor der Inschrift schwinden, welche er auf die, sein Grab deckende Platte gesetzt wissen wollte: „Hier ruhet in Gott Friedrich Schmidt, ein deutscher Steinmetz.“

